

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

49 (27.2.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 17

Die schwarze Anna.

Erzählung von William Bromme.

Ich sah sie zum erstenmal auf einem Markttag. Der braune Teint, die großen schwarzen Augen, die unter der von einer erdrückenden pechschwarzen Haarfülle halbbedeckten Stirn kühn hervorschauten, und der kräftige, gedrungene, und doch nicht ungraziöse Körperbau, gaben ihr ein südländisches Aussehen.

Man hatte das Mädchen vorher noch nie gesehen und war daher neugierig. Denn in unserem kleinen Städtchen, vor dessen Toren sich die Füchse einander „Gute Nacht“ sagen, kannte man das Leben eines Jeden fast auswendig.

Es ging also ein Fragen herüber und hinüber, aber keiner wußte Bescheid. Da konnte sich der als Schwerehdörter geltende Mag nicht länger halten. Beim nächsten Malzer engagierte er die Schwarze. Sein Mundwerk ging während des Tages unaufhörlich. Er erhielt aber von seiner schönen Tängerin anscheinend nur kurze gebröckelte Antworten, worüber wir uns allerdings nicht wunderten. Er hatte ja vergessen, den Eherring abzugeben. Sehr geziert geleitete er die Schöne nach dem Lange zu ihrem Plage, der beugte sich galant, und lehrte zu unserer Gruppe zurück. Wir brannten ordentlich vor Neugierde.

„Sie ist aus Bayern und arbeitet hier in der Spinnerei, vorher war sie hier in der Nähe auf einem Dorfe, wohin sie durch einen Stellenvermittler verschickt worden war. Das ist alles, was ich erfahren konnte.“

Vorläufig mußten wir uns damit begnügen. Ich hörte dann noch von einer Freundin meiner Schwester, die mit in der Spinnerei beschäftigt war, daß die schwarze Anna Seiler heiße und sich hier ein Kämmerchen gemietet habe. Dann verlor ich sie aus dem Gedächtnis. Nur hin und wieder bemerkte ich sie auch in den Volks- und Gewerkschaftsversammlungen.

Nach Wochen fand eine Flugblattverbreitung statt. Zahlreiche Genossen hatten sich eingefunden. Unter den Kampfbereiten befand sich auch die schwarze Anna. Der Fall war in unserem Kreise ganz neu. Noch nie hatte ein Weib an einer Flugblattverteilung aktiv Anteil genommen. Innerlich empfanden wir aber eine unbändige Freude über das Mädchen. Wir wollten ihr keine Strapazen zumuten und ließen sie in der Stadt verteilen.

In den nächsten Tagen traf ich sie einmal auf dem Gange zur Arbeit. Wir sprachen über dies und jenes, schließlich fragte sie, ob wir keine Bibliothek am Orte hätten. Ich erwiderte, daß ich selbst viele Bücher besitze, und ihr gern verschiedene leihen würde. Dabei schmeichelte ich mir nicht wenig, daß gerade ich sie mit Literatur füttern durfte, denn sie war seit der Flugblattverbreitung mit einer Art Nimbus umgeben.

So schleppte ich ihr denn eines Abends Webers „Frau“, Dostojewskys „Schuld und Sühne“, Göthes „Drei Monate Fabrikarbeiter“ und die Gedichtsammlung „Stimmen der Freiheit“ in ihr Stübchen. Es war sehr einfach eingerichtet. Ein Bett, zwei Stühle, ein Tisch und ein großer Holzloffer, eine Art Krutze — die ihre Sachen barg, das war alles. An der Wand hing ein großer Spiegel, die sie mit großen Papierbogen überdeckt hatte, um sie vor dem Staube zu schützen. In einer Ecke war ein großer Stofz aufgestapelt, anscheinend meist Parteiblätter. Ich legte meine Herrlichkeiten vor, und wir sprachen über die einzelnen Bücher. Am meisten freute sie sich, Webers „Frau“ kennen zu lernen. Darnach habe sie lange getrachtet. In der Politik war sie gut bewandert. Ich fragte sie, was sie schon für Bücher gelesen habe, und erfuhr, daß ihre Lektüre sich nicht auf kleine Broschüren und Zeitungen beschränkt habe. Sie sei von Jugend auf eine leidenschaftliche Zeitungsleserin gewesen. Obwohl ich gern etwas mehr aus ihrer Vergangenheit erfahren hätte, mußte ich mich mit dem Wenigen bescheiden und ging.

Einige Wochen später wurde das Flugblatt gegen den Brotwucher verbreitet. Auch diesmal war das schwarze Mädchen zur Stelle, aber in der Stadt wollte sie nicht wieder arbeiten, weil sie das letzte Mal wie eine zugewanderte Indianerin angelegt

worden sei. Sie wolle lieber mit auf das Land gehen. Um sie nicht allzusehr der Neugier auszugeben, beschloß ich, sie mir und meinem Freunde zuzuteilen. Auf dem Wege nach den Dörfern gaben wir zwei Männer, verschiedne Episoden aus unserer Kindheit zum besten und das veranlaßte wohl das Mädchen, auch ihrerseits etwas aus ihrer Verschlossenheit hervorzugeben, zumal ihr bei unseren Erzählungen die Tränen in den schönen großen Augen standen. Und nun erfuhren wir ihre Lebensgeschichte.

„Sie habe keine Eltern und überhaupt nur ihren Vater gekannt, der sie in frühesten Jugend in einem Waisenhanse untergebracht habe, weil er selten einen festen Wohnsitz hatte. Die Mutter sei ihr schon im dritten Lebensjahre durch einen Unfall entziffen worden. Zwanzig Jahre seien seit jener Zeit verlossen. Auch einen Bruder habe sie gehabt, der in einem anderen Waisenhanse erzogen wurde. Sie habe aber nie wieder etwas von ihm gehört, seit der Vater gestorben ist. Im Waisenhanse sei es furchtbar gewesen: Weten, arbeiten und hungern, auf diese drei Tätigkeiten sind wir eingebrückt worden,“ meinte das Mädchen. „Noch heute denke sie mit Grauen an jenes liebeleere Haus zurück. Das Leben im Waisenhanse sei das eintönigste, was es gebe. Genau wie im Gefängnis wisse man stets voraus, was der nächste Tag bringe. Dann fuhr die Erzählerin fort:

„Man kennt sich gegenseitig, weiß was die eine ärgert und die andere freut, eine kann die andere nicht leiden, und nur in einem ist man sich einig, in der Sehnsucht nach draußen. Wenn man doch auf die Straße gehen dürfte, um zu spielen! Das Leben in den vier Mauern ist so schnell ausgeloset, aber die Welt draußen ist so weit, so unendlich weit. Sie hat keinen Anfang und kein Ende. Wer in der Kindheit die Gasse nicht entbehrt hat, der weiß nicht, welche Gefühle ein Kind beschleiden, das hinter Mauern liegt und mit sehnsuchtsvollen Augen auf die Gasse schaut, auf der man sich ungehindert tummeln kann. Wer nicht im Waisenhanse gewesen ist, der kennt nicht das sehnsüchtige Verlangen nach der Freiheit der Gasse, wegen der die Gassenjungen und Mädchen von uns so beneidet worden sind. Mit der Außenwelt in Verbindung zu kommen, dazu bietet sich nur selten Gelegenheit. Wenn zu einer Besorgung fortgeschickt wird, so ist der weiteste Weg der liebste. Einmal lag mein Vater, wie fast jeden Winter, in einer benachbarten Stadt im Krankenhaus, er litt an der Schwindfucht. Eines Sonntags durfte ich ihn besuchen. Er schenkte mir ein Geldstückchen mit einer Mark Inhalt. Ach die Freude! Eine Mark bedeutete ein Vermögen für mich. Im Waisenhanse haben sie es mir aber weggenommen und ich habe es nie wieder zu sehen bekommen. In jener Nacht habe ich unzählige Paternoster und Ave Marias zum Himmel emporgeschickt, damit mein Vater, mein Liebster auf der Erde, wieder gesund werden möge, selbst die armen Seelen im Fegfeuer habe ich nicht vergessen. Damals habe ich noch alles geglaubt, was man mir erzählte. Schon als Kind von 9 Jahren hat mir der Pfarrer, in dem ich damals das Höchste auf Erden erblickte, die Schreden des Fegfeuers dargestellt, denen ich überantwortet werde, wenn ich gegen das Fleisch sündigen würde. Ich wußte natürlich nicht, was darunter überhaupt gemeint war und was der Pfarrer im Weichstuhl eigentlich mit diesen Fragen von mir wollte. — Bei Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein haben wir Feldarbeiten verrichten müssen. Das schlimmste war das Rübenpflanzen im Frühjahr, wozu meist Regentage ausgesucht wurden, und dann das Kartoffelsetzen im Herbst. Wir konnten manchmal kaum die Füße bewegen, so schwer hatte sich der feuchte Ackerboden daran festgeklebt, und froren in unseren dünnen Leinwandkleidern bis auf die Knochen. Endlich schlug die Erntungsstunde. In den zwei letzten Schuljahren wurde ich zu einem Bauer gegeben.“ (Schluß folgt.)

Gefängnis-Literatur.

In drei Gefängnissen hatte ich als notorischer Preßfänger Gelegenheit, die „geistige Kost“ neben den sonstigen Annehmlich-

Ratgeber.

Gemeinnütziges.

Wanzen müssen, wo sie sich zeigen, unverzüglich mit aller Energie bekämpft werden. Man nehme die Bettstellen sofort ins Freie, säubere sie mit einem Holzstäbchen oder einer Haarnadel in allen Fugen, brühe sie dann mit kochendem Seifenwasser und etwas Alaun aus, lasse sie gründlich austrocknen und bespinse sie mit einer Abkochung von Bernuttere, mit Petroleum oder noch besser mit Salzsäure oder Insektenpulver und streue schließlich Insektenpulver nach. Die untauglichen Wände werden sorgfältig verschmiert und dann mit Alaun in Kaltwasser geweißt. Bilder und nicht festklebende Tapeten sowie Fußleisten sind Schlupfwinkel für Wanzen. Eine Abwaschung mit Weineffig schützt die Menschen vor diesen nächtlichen Ruhestöbern; auch waschen sie sich, solange Licht brennt, nicht heraus, weshalb eine Nachlampe einigermaßen Schutz gewährt.

Haushaltung.

Die Behandlung der Milch nach dem Melken. Sobald das Melken beendet ist, muß die gewonnene Milch auf das sorgfältigste durchgeseiht werden. Es genügt aber nicht, dieselbe einfach über ein Metallsieb laufen zu lassen, da die Wöcher des Siebes niemals fein genug sind, um allen Schmutz und Unrat, der sich vorfindet, zurückzubalten; man kann sich leicht überzeugen, welche Menge Unreinlichkeiten die Milch enthält, die nur durch ein einfaches Metallsieb filtriert ist. Es ist daher unbedingt nötig, die Milch nach dem ersten Durchgessen durch das Sieb noch über ein Sechtuch (Wäschehtuch) laufen zu lassen.

Literatur.

(Alle hier angekündigten Bücher und Zeitschriften sind durch unsere Buchhandlung zu beziehen. Alle Bestellungen werden prompt ins Haus geliefert; bei Bestellungen von auswärts wird ersucht, das Porto beizufügen.)

Die altrenommierte Erste deutsche Leinwand-Fabrik von Jean Holze in Hamburg, jetzt: Wafeninberhof 70 (neben dem Hamburger Gewerkschaftshaus), übersendet uns einen in 6 Farben gedruckten, effektiv zusammengestellten Musterbogen ihrer für die diesjährige Messe neu entworfenen Leinwand-Marken. Die sinnreichen Ideen der einzelnen Szenen auf den Marken, sowie die künstlerisch und modern ausgeführten Zeichnungen, machen dieselben wohl zu dem Hervorragendsten, was auf diesem Gebiete geboten wird, sodaß wir den pp. Vorständen, Verbandsleitern und den Genossen, welche auf die Beschaffung von Leinwand bedacht sein müssen, nur empfehlen können, sich diesen Prospekt, der gratis und franco versandt wird, von der genannten Leinwand-Fabrik kommen zu lassen.

Süddeutscher Postillon Nr. 5 legt uns der Verlag R. Ernst in München vor. Der Süddeutsche Postillon, von welchem jede Nummer 10 Pf. kostet, verdient die kräftigste Unterstützung.

Die „Bücher des Deutschen Kaufes“ bringen als vierzehnten Band in der bekannten vortrefflichen Ausstattung „Spanische Novellen“ (jeder Band in Leinwand geb. 75 Pf., in Leder geb. 2 M.). Eine schwermütige und doch nicht verzweifelnbe Entfagung, die die modernen Dichter gut zu schildern verstehen, erregt unser volles Interesse für dieses genügsame Volk. Der Maler Glatz (München) hat vier wertvolle Illustrationen zu dem Bande geliefert, in denen die Typen der einzelnen Stände, des Volkslebens, wie die für unsere Begriffe zu nachlässige Eleganz der vornehmen spanischen Welt ganz vortrefflich zum Bilde werden.

Buchdruckerei des „Volksfreund“, Sed & Cie.

fügung gestellten Mittel wird durch Buchbindefkosten abforbiert, im ganzen 220 135 M., in Berlin allein 43 683 M. Dabei ist zu erwägen, daß die große Zahl von Pflichtexemplaren und von geschenkten Büchern meist erst gebunden werden müssen. Die Berliner Igl. Bibliothek erworb 1906/07 33 244 Bände, davon nur 13 157 durch Kauf, 9791 Bände waren Pflichtlieferungen, 10 296 Geschenke. Nächst der Igl. Bibliothek in Berlin erhält die Universitätsbibliothek in Leipzig die meisten Büchergeschenke. Im Jahre 1906/07 waren es 6267 Bände.

Allerlei.

Der Urheber eines geflügelten Wortes. Am 2. Februar waren hundert Jahre verlossen seit der Geburt des schweizerischen Schlossers und Poeten Wiedmer. „Verühmt“ geworden ist dieser Dichter im Schweizland durch zwei Verse, die in politischen Versammlungen und in deutschen Parlamenten unzähligmale zitiert worden sind und immer wieder zitiert werden; es sind die Verse:

Und die größten aller Rälber
Wälsten ihren Weg selber

Dieses geflügelte Wort ist zu einer Zeit erbitterter politischer Kämpfe in Bern entstanden und ist jetzt ein halbes Jahrhundert alt. Man hatte in Bern einen Wegger namens Stof in den Großen Rat gewählt, und tags darauf brachte der Berner „Guckkasten“ die beiden ominösen Verselein. Eine Woche später erschienen sie in erweiterter Form und mit Wiedmers Signatur im Emmentaler Blatt, das von dem intelligenten Schlosser zu Signau herausgegeben wurde; die Verse lauteten jetzt so:

Der schwarzen Herde starrer Sinn
Denkte sie zur Schlachtbank hin,
Und sie hat, wie oft im Leben,
Selbst sich den Stof gegeben,
Denn die größten aller Rälber
Wälsten sich den Weg selber.

Das schöne Gedicht hatte zur Folge, daß Wiedmer eingesperrt wurde und mehrere Tage zu Langnau brummen mußte. Als er wieder entlassen wurde, bereiteten ihm seine politischen Freunde einen großartigen Empfang; er wurde auf einen mit vier Schimmeln bespannten, reichbekränzten Wagen gesetzt und im Triumph nach Hause gebracht.

Wie alt die Dichter werden, hat schon Verge und Philosophen beschäftigt; beide gewöhnlich mit der Absicht, auf dem Wege der Statistik zu besonderen Schlüssen über die Konstitution der Dichter zu kommen. Im allgemeinen darf man alle derartigen Versuche als verfehlt betrachten. Denn wenn man ohne Beeinggenommenheit vorgeht, dann findet man, daß Dichter genau wie alle anderen Menschen in den verschiedensten Lebensaltern sterben. Goethe ist mit 83 Jahren gestorben und war geistig frisch bis zu seinem Tode. Das gleiche kann man vom größten französischen Dichter der Neuzeit, Viktor Hugo, sagen. Von den großen Dichtern des klassischen Griechenland erreichte Sophokles mit ungetrübtter Schöpfungskraft das 91. Lebensjahr. Euripides wurde 79 Jahre alt, Aeschylus 69, Ludwig Uhland wurde 75, Friedrich Rückert 78 Jahre alt. Dagegen starben die zwei größten Dramatiker Englands und Deutschlands, nämlich Shakespeare und Schiller, in der Mannesblüte, der erstere mit 51, der zweite mit 46 Jahren. Eine große Anzahl von Dichtern wurde in der Blüte ihrer Jahre oder im kräftigsten Mannesalter dahingerafft. Der Romantiker Novalis wurde 29 Jahre, Wilhelm Hauff nur 26 Jahre, Paul Fleming, der feinste Lieberfänger der ersten schlesischen Schule, 31 Jahre, der Elegier Gölty 28 Jahre alt. Lord Byron starb mit 36, Leopardi, der größte Lyriker des neueren Italiens, mit 39 Jahren. Auch viele Dichter des alten Rom starben ganz jung, so Catull mit 30, Propertius mit 35 und der Lustspielsdichter Terenz mit nur 26 Jahren.

Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß zwischen dem Lebensalter und der eigentlichen dichterischen Tätigkeit an sich irgendwelche ursächliche Beziehungen bestehen. Wo scheinbar das dichterische Genie abkürzend auf das Leben gewirkt hat, da handelte es sich meistens um körperliche Schwächen, welche die physische Konstitution der Dichter stark beeinflussen.

teilen eines derartigen Aufenthaltes lernen zu lernen. In den beiden ersten „Staatspensionen“, in denen ich nur kurze Zeit domilizierte, lernte ich außer dem eisernen Bestand jeder Gefängniszelle: Neues Testament, Gebetbuch und Gefängnisordnung, nur wenig von den Schätzen der Gefängnisbibliothek kennen. Ich hatte mich auf die kurzen Zeiten überreichlich mit mir ausagender Literatur versehen und hatte — wer will es einem verdenken — nicht allzuviel Vertrauen in den Qualitäten der ja ebenfalls durch eiserne Gitter von der Außenwelt abgeschlossenen Bücherschätze.

Anders lag die Sache bei meinem letzten Aufenthalt in der Landesstrafanstalt Wauken, in der ich wegen eines Pflanzvergehens ein halbes Jahr Zeit hatte, die einschlägigen Verhältnisse zu studieren. Gewiß hatte ich in der sicheren Zuversicht, daß man mir Selbstbeschäftigung gewähren würde, einen großen Reisetorb genießbarer Literatur mitgenommen, die die verschiedensten Wissensgebiete berührt. Aber man glaubt nicht, was man in 180 Tagen, den Tag zu 14 Stunden gerechnet, alles lesen kann. Ich will damit nicht sagen, daß ich ununterbrochen gelesen oder geschrieben hätte. Keineswegs. Denn in diesem Falle würde ich wohl das Gefängnis mit einem anderen, nicht minder unangenehmen „Wohnort“ vertauscht haben. Aber ich meine, man benutzte eben alle Möglichkeiten, die sich einem bieten, etwas Abwechslung in das einformige Einerlei der Isolierzellenhaft zu bringen.

Da mir von dem Direktor in zuvorkommendster Weise die Gefängnisbibliothek zur unbeschränkten Benutzung zur Verfügung gestellt wurde, so machte ich auch Gebrauch davon.

Ich erforderte um den Katalog, der nur in einem handschriftlichen Exemplar vorhanden war, und machte mir daraus Notizen, um mir nach Bedarf die „ausgewählten Werke“ auszubitten.

Die Bibliothek umfaßte eine stattliche Anzahl von Büchern, belehrenden, belletristischen und vor allen Dingen — „erbaulichen“ Inhalts. Ihre Verwaltung unterstand der Oberhohheit des Gefängnisgeistlichen. Der eigentliche Bibliothekar oder Katechet, wie er bezeichnenderweise genannt wurde, war ein Lehrer, der zugleich den Organistendienst zu versehen hatte.

Die Inassen der Isolierzellen, meistens die „schweren“, mit längeren Strafen bedachten Verbrecher, bekamen an Sonn- und Feiertagen ein Buch in die Zelle. Am Sonnabend, nachdem die gründliche Reinigung der Zellen und der Treppen und Gänge erfolgt war, wurden die Bücher von dem Lehrer unter Aufsicht einiger zur Bibliothek kommandierter Häftlinge verteilt. Sie wurden einfach auf den Fußboden an die Wand gelehnt. Am Sonntag, wenn die Inassen aus der Kirche gekommen, durften die Bücher mit in die Zelle genommen werden. Am Abend vor dem Schlafengehen — was nebenbei um 7¼ Uhr geschah — wurden sie wieder herausgegeben.

Die in der sogenannten „Natur, in großen Arbeits- und Schlafzellen, gemeinsam hausenden „leichteren Verbrecher“, Leute mit kürzeren Strafen, wurden mit Vorlesungen aus einem „ausgewählten“ Buche regaliert. Ich habe oft genug Sonntag nachmittags, wenn ich meinen „Spaziergang“ auf dem Gefängnishofe absolvierte, die monotone Vorlesung durch die große Stille hören hören.

Es ist unbestreitbar, daß die Möglichkeit, wenigstens an Sonn- und Feiertagen etwas lesen, sich mit anderen Dingen beschäftigen zu können, als mit der ewigen, eintönigen, zugewiesenen Arbeit vom frühen Morgen bis kurz vor dem Schlafengehen, ohne irgend eine körperliche oder geistige Zerstreuung, eine große Wohltat für den Gefangenen ist.

Es ist ferner unbestreitbar, daß das Lesen eines Buches unter diesen Umständen, wo der Leser durch nichts abgelenkt wird, einen anderen, viel tieferen Eindruck auf ihn machen muß, als draußen im Leben, außerhalb der Mauern. Und die ganze, lange Woche zehrt der Gefangene bei seiner einformigen, rein mechanischen Arbeit am Handwebstuhl oder an der Stanze von dem, was er am Sonntag in sich aufgenommen.

Welch ungeheuer wichtiges Erziehungsmittel könnte man mit dieser Einrichtung der Gefängnisbibliotheken gewinnen, wenn mit seinem Verständnis für die Psyche der Verurteilten und entsprechend ihren geistigen Qualitäten die ihnen gebotene Literatur ausgewählt würde.

Welch ungeheure moralische Verantwortung übernimmt der Staat aber, wenn er diese Pflicht nicht erfüllt, wenn in dieser Lage dem auf dem glatten Parkett des Lebens Entgleitenen Bücher in die Hand gegeben werden, die im Gegenteil im Stande sind,

unter Umständen seine transthaft-verbrecherischen Neigungen noch zu steigern.

Die offizielle Justiz oder zum wenigsten die Strafvollzugsbehörde steht ja auf dem deterministischen Standpunkt, in dem Verbrecher den Verbrecher und nicht den sozialen Kranken zu sehen, während der letztere Standpunkt, der sogenannten indeterministische, bei uns leider noch wenig offizielle Vertreter hat.

Aber man will doch, wenn ich recht unterrichtet bin, den Verbrecher „bessern“, ihn zu einem für die Gesellschaft brauchbaren Menschen „erziehen“.

Man denke auch an die vielen jugendlichen Verbrecher, die in den Gefängnissen zu vielen Tausenden vorhanden sind, statt in einer Erziehungsanstalt untergebracht zu werden. In dem Waukenen Gefängnis ist eine große Extra-Abteilung, in der die Jugendlichen zu vielen Hunderten untergebracht sind. Aber der Raum reichte noch nicht, während meiner Anwesenheit wurde ein Flügel angebaut.

Sollte man nun nicht annehmen, daß auf die Einrichtung der Gefängnisbibliotheken die allerpeinlichste Sorgfalt gelegt wird, daß vor allem alles daraus entfernt werden müßte, was nur irgend geeignet wäre, Schäden anzurichten?

Aber die Erfahrungen, die ich in Wauken gemacht, beweisen das Gegenteil.

Die ganze Bibliothek macht den Eindruck, als ob sie so per Zufall zusammengelaugt wäre, z. B. aus Spenden, Nachlässen und Gott weiß noch woher. Es sind Bücher darunter, die den Zorn und die Verachtung jedes anständigen, ja jedes halbwegs gebildeten Menschen erregen müssen.

Nach einer bestimmten Richtung hin allerdings scheint man ein bestimmtes System bei der Einrichtung dieser Bibliothek befolgt zu haben. Es ist ja leider in unserem reaktionären Klassenstaat eine Selbstverständlichkeit, daß man selbst im Gefängnis allen Einfluß aufbietet, um die Unglücklichen, die meistens an den sozialen Klippen unseres herrlichen, gottgewollten Gegenwartsstaates gescheitert sind, im reaktionären Fahrwasser, in der Liebe zur altgewohnten Ordnung der Dinge zu erhalten oder sie wieder auf diesen Weg zu führen.

Von diesem Gesichtspunkte aus scheint mir einzig und allein — wenn man überhaupt von einem solchen reden kann — die Bibliothek zusammengestellt zu sein: Fürstenberühmungschriften, Kriegs- und Heldengeschichten unwahrscheinlicher Art, von salbungsvoller Frömmigkeit tiefende, ungläubliche, hausbackene Erzählungen ohne den geringsten literarischen und künstlerischen Wert fand ich eine Unmenge darunter. Ein gewisser Vennetam — ich habe in meinem Leben nichts von einem Schriftsteller dieses Namens gehört; er ist jedenfalls einmal eine „geistige“ Kraft der Inneren Mission oder so etwas gewesen — hat in dieser Beziehung Unglaubliches geleistet. Zum Uebelwerden handgreiflich ist diese Untertanenmoral und Gottlosigkeit aufgetragen. In der unverfrorensten, von keiner Kenntnis des wirklichen Lebens und der wirklichen Tatsachen auch nur im geringsten getrüben Weise, wird über jeden freien Gedanken geizelt. Ferner gibt es da eine ganze Menge gedruckten und gebundenen Papiers, in dem mit einer Art frecher Naivität die schandvollsten Schauerlataren in aller Ausführlichkeit dargestellt werden, die raffiniertesten Martern und Grausamkeiten, Vergehwaltungen usw. aus der Zeit des 30jährigen Krieges in allen Einzelheiten und in roher unkünstlerischer Form beschrieben, einfach aufgezählt werden.

Der so geachteten modernen Arbeiterbewegung geht es natürlich auch gehörig zuliebe. In einem Buche fand ich im Indianergeschichten-Stil erzählt, wie ein frommer junger Mann von der bösen Sozialdemokratie umgarnt und in die Organisation gelockt wurde, wie er dann zur Unfähigkeit gegen seinen natürlich kreuzbraven Meister gekehrt wird, mit feinen Kumpanen streift, in das tiefste Elend kommt, trinkt, Weib und Kinder mißhandelt usw., um schließlich von einem frommen Mann — er war meines Erinnerns von der Inneren Mission — gerettet und bekehrt zu werden. Er kehrt reuig zu seinem biederen Meister zurück und wird ein hochgeachteter und ordentlicher Mensch, während nach dem Motto: Die Jugend setzt sich zu Tische, während sich das Laster erbricht, seine bösen roten Kumpane untergehen in ihrer Sünden Fülle.

Solche Geschichten gibt es viele darunter.

Ferner wird alle Wochen so eine Art christliches Sonntagsblättchen an die wehrlosen Gefangenen verteilt, das in geradezu gemeingefährlicher Weise alles nicht Surrapatriotische und Belö-

stische in den Not gerät und mit einer raffinierten und wenig christlichen Bogenhaftigkeit die Arbeiterbewegung verkleumdet und beschimpft.

Solches Zeug bekommen die armen Gefangenen manchmal zu lesen. Den Erfolg kann man sich denken. Solche Lektüre löst entweder, wenn sich um intelligente Leute handelt, das Gefühl unfähiger Verachtung oder des Jornes, oder, wenn es sich um fittlich verrohte Naturen handelt, die niedrigsten Instinkte aus.

Freilich ist auch eine Reihe von Werken vorhanden, die auf einer höheren Stufe steht. Eine ganze Reihe Klassiker, Geschichtswerke, Reisebeschreibungen, Zeitschriften, Biographien sind darunter, die kein Unheil anrichten können, wenn sie auch so gewühlt sind, daß sie nach der gewollten Richtung hin wirken.

Ich hatte gewissermaßen so eine Art Schabenfreude, als ich einmal ein Buch eines namhaften älteren Autors in die Hände bekam, in dem unter einem ganz harmlosen Titel — deshalb war es auch wohl den Späheraugen entgangen — eine wunderbare Schilderung der verschiedenen Klassen, der Ungerechtigkeiten unserer sozialen Zustände und eine scharfe Kritik der Klassenjustiz fand. Ich will natürlich dieses Buch nicht näher bezeichnen, sonst könnte es auch noch ausgemerzt werden.

Ich bin überzeugt, daß vielleicht mancher Lehrer und Bibliothekverwalter die oben gekennzeichnete wertlose und schädliche Schundliteratur beseitigt hätte, wenn er nicht befürchten müßte, nach einer gewissen Seite hin verdächtig zu werden. Der Bild aller maßgebenden Instanzen in unserem Klassenstaat und auch im Gefängniswesen ist eben nur starr auf das eine Ziel gerichtet, selbst aus den Schiffbrüchigen der Gesellschaft noch Rekruten zum Schutze derselben herauszubilden. Die Furcht vor der neuen Weltanschauung wirkt ihre Schatten tief in die Gefängnisse. Überall sieht man schuldbeladen wie Macbeth Santos Geis.

Aber welche eine wunderbare Gelegenheit läßt man hier aus diesem Grunde unbenutzt vorübergehen, wirklich bessernd, wirklich fittlich im besten Sinne auf die mit der Rechtsordnung in Konflikt gekommenen Unglücklichen einzuwirken durch Säuberung der Gefängnisbibliotheken von allem Schund, durch Verabreichung gut ausgewählter hochstehender Literatur.

Überall sprächen die Bildungsbefrebungen empor! Eine ganze Zahl von Männern hat sich zusammengeschlossen zu gemeinsamem Handeln, um einigermäßen gut zu machen, was jahrhundertlang am Volke gerade auf dem Literaturgebiet gesündigt worden ist. In die Stidluft frömmlich-hurrapatriotischer Tendenzkunstlei bringt der befreiende und erfrischende Hauch wirklicher Kunst, wirklichen Lebens, freien Menschentums. Laßt ihn herein auch in die düsteren Stätten der Vergeltung, damit sie enthölkert werden. Nur dadurch können Einzel-Individuen, die entgeistert sind, zu Gesellschaftsmenschen erzogen werden!

G. Niem.

Shaw als Mäßigkeitsapostel.

Die Enquete, welche die Revue über den Alkoholgenuß französischer Künstler, Schriftsteller und Gelehrten veranstaltet, hat den Herausgeber der englischen Review of Reviews W. E. Stead veranlaßt, an eine Reihe führender Geister des englischen Kulturlebens die Frage zu richten, wie sie sich in ihrem Leben in Bezug auf Essen, Trinken und Rauchen verhalten haben. Bernard Shaw hat auch über diese privaten Tätigkeiten seine höchst persönlichen und originellen Ansichten. „Seit 27 Jahren habe ich kein Fleisch gegessen“, so schreibt er. „Das Resultat ist der Offentlichkeit bekannt. Ich finde die modernen Ehegebräuche unter dem ungesund reichen Volk entschieden eintönig. Man sollte meinen, daß, je mehr Mahlzeiten die Leute essen, sie desto mehr für eine Verschiedenheit darin sorgen. Aber jetzt sind Diner und Lunch in Wirklichkeit zwei Diners; das Frühstück wird sehr schnell ein drittes Diner werden. Die Beliebtheit des Nachmittagsstees ist nur die Forderung nach einer Mahlzeit, die kein Diner ist. Das alte System von Frühstück, Diner und Tee, bei dem das Diner die einzige Mahlzeit mit einem Fleischgericht war, wird wahrscheinlich wieder eingerichtet werden, wenn man mehr Bedürfnis nach einer Mannigfaltigkeit in der Nahrung als in der Mahlzeiten hat.“ Alkohol trinkt Shaw nur, wenn er Wein oder Likör auf ihre Reinheit im Geschmack hin testen soll. Nach seiner Ansicht sind die meisten alkoholischen Getränke, die man fürs Geld kauft, veräufschte Flüssigkeiten, deren widerliche

Schärfe nur ein durch den Alkohol abgetönnertes Gewürz sein kann bemerkt. Außerdem hat er noch einen berechtigten Grund, seinen Alkohol zu trinken. „Die Arbeit, die ich leiste, hängt ihrem Wert nach von einer sehr scharfen Selbstkritik ab. Etwas, das mich leicht mit mir selbst zufrieden macht, setzt sofort den Wert meiner Arbeit herunter. . . . Anstatt etwa zweien von hundert Ideen, die mir bei irgendeinem Gegenstande aufsteigen und mich beschäftigen, zu folgen und sie aufzuschreiben, schreibe ich zehn von hundert oder noch mehr nieder, wenn ich unter dem bequem, schlaff und nachlässig machenden Einfluß eines Narcotiums an die Arbeit gehe. Alkohol, bitte ich zu beachten, ist ein Narcoticum und nicht nur ein Reizmittel. Ein gewöhnlicher weintrinkender englischer Schriftsteller schreibt nach meiner Schätzung etwa 80 von 100 Gedanken nieder, die ihm gerade aufsteigen. Viele Journalisten schreiben unter dem gemeinsamen Einfluß von Bier, Whisky, Tabak, Pfeifentee und Zwiebeln vielleicht mehr als 100 Prozent ihrer Gedanken hin. Das ist das Geheimnis des sehr bedeutenden Unterschiedes zwischen den literarischen und journalistischen Arbeiten, die ich hervorbringe, und dem gewöhnlichen Handelsartikel.“ In Betreff des Rauchens erklärt es Shaw für eine Veleidigung, ihm so etwas zugumuten. „Wie kann man mich so einer schmutzigen Gewohnheit anklagen ohne irgend einen ersichtlichen Grund, daß ich mich dessen jemals schuldig gemacht habe?“

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

„Frei“ werdende Dichter. Zwei deutsche Dichter, die der Bühne manches heute noch lebenskräftige Werk schenken, werden in diesem Jahre für die Bühnenaufführung „frei“ werden. Der eine ist der am 27. November 1878 in Berlin verstorbene Dramatiker und Romanschriststeller Emil Brachvogel, dessen Trauerspiel „Kargis“ zuerst im Frühjahr 1856 die Bühne über die deutschen Bühnen machte und in fast alle fremden Sprachen überfetzt wurde. Die meisten seiner anderen Dramen konnten keinen dauernden Erfolg erringen, doch werden sie vielleicht jetzt, wo Brachvogel „frei“ wird, zu erneuten Aufführungsversuchen Anlaß geben, so seine „Prinzessin Montpensier“, „Die Harfenschule“ und „Die alten Schweden“.

Ein weit größeres Interesse für die zeitgenössische Bühnenkunst dürfte der zweite „Freie“ des Jahres 1908 erregen: Karl Guzkow, dessen Tod am 16. Dezember 1878 erfolgte. Der Dichter erstikte bei einem Zimmerbrand. Mit dem Freierwerden der Guzkowschen Werke erhalten die Bühnen nunmehr eine ganze Reihe erfolgreicherer Werke geschenkt, vor allem den „Uriel Kozja“, das wertvollste seiner Trauerspiele, dann die beiden historischen Lustspiele „Zopf und Schwert“ und „Das Urbild des Tartuffe“.

Bücherkäufe deutscher Bibliotheken. Es wird noch ziemlich allgemein darüber geklagt, daß den öffentlichen Bibliotheken viel zu wenig Mittel zugewiesen würden, um ihre Bücherbestände den wachsenden Ansprüchen entsprechend vermehren zu können. Vielleicht interessieren einige Angaben über die Summen, die eine Anzahl solcher Bibliotheken für den Ankauf von Büchern aufwenden. Das Jahrbuch der deutschen Bibliotheken macht für 1906/07 über 36 Bibliotheken Angaben über ihre Ausgaben. Daraus ist zu entnehmen, daß diese Bibliotheken zusammen für 901 036 Mark Bücher kauften. Hier folgen für einige größere Bibliotheken die besonderen Angaben:

Bibliothek	Bücherkauf 1906, 07
Königliche Bibliothek in Berlin	108 302
Stadtbibliothek Frankfurt a. M.	55 721
Hamburg	52 784
Universitätsbibliothek Straßburg	52 256
Universitätsbibliothek Leipzig	44 730
Bibliothek der Technischen Hochschule Danzig	43 028
Universitätsbibliothek Königsberg	34 226
Königl. öffentliche Bibliothek Dresden	33 936
Königl. öffentliche Bibliothek Stuttgart	26 000
Universitätsbibliothek Breslau	25 791
Universitätsbibliothek Halle	21 520
Universitätsbibliothek München	15 899
Randes- und Stadtbibliothek Düsseldorf	14 992

Ein ziemlich großer Teil der den Bibliotheken zur Ver-